

„Juno“ auf dem Kreuznacher Viergötterstein.

Im Korrespondenzblatt 1917, 6, 176, schreibt G. Wissowa bezüglich des einen Kreuznacher Viergöttersteines, welcher über den Figuren die Namen . . . IO, MERCVRIVS, HERCVLES, FORTVNA trägt: „Ob wirklich auf dem Steine früher vor ‚Juno‘ ein ‚et‘ gestanden hat, erscheint sehr fraglich.“ Die beiden Männer, welche seinerzeit das abgebrochene und verschwundene Steinstück gesehen haben, sahen vor Juno noch einen Buchstaben, den Major Schmidt als F, Pfarrer Heep als ligiertes ET deutete. Heep, der noch in seinem Alter ein sehr scharfes Auge hatte, früher ein Jahr in Italien gewesen war und ruhig überlegte, ist ein einwandfreier Zeuge. Da er jetzt angezweifelt wird, habe ich den Stein mit seinen Inschriften noch einmal genau gemessen. Jede Seite ist 57 cm, jede Bildfläche 45 cm (z. T. 45,5 cm) breit. Die drei erhaltenen Inschriften beginnen links unmittelbar über der Bildfläche, 6 cm vom äußeren Rand. Das Wort Mercurius geht, weil es 9 Buchstaben hat, rechts noch in den Randstreifen hinein, Hercules (8) und Fortuna (7) enden etwas vor dem Randstreifen. Vom Ende des junonischen O nach rechts sind es 17,5 cm, nach links waren es 27 bis 27,5 cm, das ist der Raum nicht für 4, sondern für 5 Buchstaben, namentlich da I so wenig Raum einnimmt. Also hat Heep richtig gelesen. Ich habe schon 1880, Die röm. Inschr. Kreuznachs (Progr. d. G. und AHV), darauf hingewiesen, daß auf der Inschriftfläche des Altars 9 in Mainz die Inschrift anfängt ET IVNONI und auf einer breiteren Platte darüber I · O · M · steht, und dies auch für den Kreuznacher Altar angenommen, wie im CIL angegeben ist.

Die fehlerhafte Konstruktion, die Wissowa hervorhebt, ist dann ein Versehen desjenigen, der für den Steinmetzen den Text aufschrieb, oder des Steinmetzen selbst, welcher sich nach einer Vorlage I · O · M · ET IVNONI richtete und den Nominativ einsetzte, ohne das ET zu beseitigen, oder auch I · O · M · für den Nominativ angesehen hatte.

Kreuznach.

Otto Kohl.

AUSGRABUNGEN UND FUNDE.

Zwei bemerkenswerte neolithische Funde aus der Umgebung von Frankfurt a. M.

Mit zwei Abbildungen auf der Beilage.

Im III Bande der Präh. Zeitschrift S. 29/30 ist bei der Erwähnung der im Jahre 1909 bei den Ausschachtungen für den neuen Osthafen von Frankfurt a. M. aufgedeckten neolithischen Brandgräber mit Halsketten aus verzierten Kieseln und Anhängern aus Tonschieferplättchen ganz derselben Art wie sie in den vorhergehenden Jahren zu beiden Seiten des die Mainebene südlich begrenzenden Höhenzuges der „Hohen Straße“ gefunden worden waren, die Vermutung ausgesprochen worden, daß ein Warenaustausch zwischen der in vorgeschichtlicher Zeit benutzten Übergangsstelle über den Strom und dem Besiedlungsgebiete auf dem genannten Höhenrücken bestanden habe. Darauf wies der Umstand hin, daß einerseits das Material der in den Gräbern des Osthafengebietes gefundenen Anhänger bei Heldenbergen jenseits der Hohen Straße zutage tritt, andererseits die auf dem Höhenzuge in Menge zu Schmuckketten verwendeten Kiesel aus dem Main stammen, aus dem auch heute völlig gleichartige Materialien für Kieswege gewonnen werden.

Die Beschaffenheit der neuen Fundstelle war ebenso auffallend wie ihre Lage. Auf fruchtbarem Ackerland, wo wir sonst die Ansiedelungen und Gräber aus der handkeramischen Periode der jüngeren Steinzeit suchen und finden, sondern in den Sand- und Kiesbetten des später verlassenem und bis in unsere Tage verödeten „Fischerfeldes“ hatten jene Neolithiker und nach ihnen Vertreter der Bronze- und Eisenzeit die Asche ihrer Toten

und diese selbst gebettet. Daß die Stelle bis in die römische Periode bewohnt gewesen ist, zeigten einige frühromische Funde, Scherben aus flavischer oder vorflavischer Zeit. Mit der dauernden Festsetzung der Römer auf dem Boden Frankfurts scheint die ältere Übergangsstelle zugunsten der fortan benutzten Furt oder einer an ihrer Stelle angelegten Brücke verlassen zu sein. Vgl. R. Welckers Bericht im I. Jahrgange der Vierteljahrsschrift Altfrankfurt, S. 105 ff., besonders S. 114. Auch a. a. O. S. 98. Dorthin, nach dem Domhügel, auf dem im Jahre 1889 das Kastellbad und eine von ihm nach dem Main führende Wasserleitung aus Ziegelplatten mit Stempeln der domitianischen Zeit gefunden sind, konvergieren alle römischen Straßen, deren Spuren in den letzten drei Jahrzehnten gefunden sind.

Wie kommt es nun, daß man vorher den Main auf einem anderen, später, wie es scheint, völlig verlassenem Wege erreicht hat? Eine Antwort auf diese Frage bietet uns das Studium der alten Wasserläufe. Zwischen Kesselstadt bei Hanau und Frankfurt ist das Vorgelände der „Hohen Straße“ bis zum Strom von verschiedenen alten Mainbetten durchzogen, von welchen besonders das unterhalb von Bergen dicht am Höhenzuge entlang ziehende „Enkheimer Moor“, weiterhin das „Ried“ genannt, vor der Anlegung erhöhter Straßendämme ein absolutes Verkehrshindernis dargestellt hat. Am Südostende der Stadt, östlich vom ehemaligen Ostbahnhofe, nötigte das Kalkriff des Röderbergs diese alten Flußbetten sich zu einem zu vereinigen, welches sich dann innerhalb der Altstadt wieder in mehrere Arme teilte. Gerade dieser Umstand hatte die älteren Frankfurter Lokalhistoriker zu der Annahme verleitet, daß Frankfurt in vorgeschichtlicher und römischer Zeit unbewohnt und unbewohnbar gewesen sei. Für die vorgeschichtliche Zeit im engeren Sinne mochte dies bis zu einem gewissen Grade richtig sein, für die römischen Militärtechniker spielten solche Hindernisse keine Rolle. Jedenfalls aber erklären sie uns die bereits durch die Auffindung der Gräber am Osthafen feststehende Tatsache, daß die neolithischen Bandkeramiker den Main an der ersten, westlich von Hanau eine Möglichkeit bietenden Stelle, nicht über den Rücken des Röderbergs oder eine andere Linie innerhalb der heutigen Stadt zu erreichen suchten, sondern auf der 200—400 m breiten Bodenschwelle zwischen der genannten Höhe und dem Ried. Zu ihr kam man bequem von der „Hohen Straße“ hinab durch die Einsenkung der „Zigeunerwies“ zwischen Seckbach und Bornheim, durch welche auch in römischer und mittelalterlicher Zeit eine noch heute erkennbare westöstliche Verkehrsstraße den Abstieg gewann. Vgl. G. Wolff, Die südliche Wetterau in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, 1913, S. 273. Nach Süden aber brauchte man die alten Flußbetten nur einmal an der erwähnten Einschnürung zwischen dem alten und dem neuen Ostbahnhofe zu überschreiten, um die gegenüberliegenden flacherhöhten Kiesbänke des Fischerfeldes zu erreichen, die heute zum Teil dem Osthafen Platz gemacht haben.

So fest nun bereits vor 8 Jahren die Überzeugung von dem einstigen Vorhandensein eines alten Verkehrsweges in dieser Richtung stand, so gering war die Aussicht, seine Trace jemals exakt nachweisen zu können. Denn das in Betracht kommende Gelände hat nicht nur durch die Anlegung des ausgedehnten Osthafens, sondern auch durch die damit zusammenhängende Verlegung und Vermehrung der Straßen wie der Geleise der Hanauer Bahn und die Erbauung des neuen großen Ostbahnhofes, endlich durch die Anlegung eines ausgedehnten „Ostparks“, unmittelbar nördlich von den genannten Bahnanlagen, mit einem ausgedehnten Teiche im Gebiete des alten Rieds, eine so durchgreifende Veränderung erfahren, daß es schwer fällt, das alte Kartenbild sich ins Gedächtnis zu rufen, geschweige denn im Gelände Nachfor-

schungen anzustellen. Da hat der Krieg, der seit vier Jahren einen vollständigen Stillstand systematischer Bodenforschung herbeigeführt hatte, eine ganz unerwartete Hilfe geleistet. Seit einigen Monaten ist der Vorarbeiter des Frankfurter Museums, Georg Bausch, dessen Findigkeit die Auffindung vieler neolithischer Siedelungen auf der „Hohen Straße“ wie der ersten Brandgräber am Osthafen zu verdanken war, zu Dienstleistungen im städtischen „Schulgarten“ abkommandiert, der im südwestlichsten Teile des Ostparkes, gerade auf der erwähnten Bodenschwelle zwischen dem Röderberg und dem an der tiefsten Stelle des Rieds angelegten Teiche, liegt. Am 28. April d. J. meldete er, daß er beim Rigolen eines Grundstückes auf eine römische Straße gestoßen sei. Eine Besichtigung ergab, daß nahe dem Südrande des Stadtgartens eine dünne Kiesschotterung 50 cm unter der Oberfläche auf dem hier aus bräunlichem Lehm bestehenden gewachsenen Boden lag, deren geradliniger Ost- rand in südwestlicher Richtung so verlief, daß seine Verlängerung genau auf die Ansiedelung im Osthafen treffen mußte. Bei der Fortsetzung des Rigolens konnte die Breite der Schotterung auf 5—6 m bestimmt werden. Für eine römische Straße war sie zu schwach; auch fehlten Seitengräben. Dagegen war es zweifellos, daß sie zur Befestigung bzw. zum Trockenlegen eines Weges künstlich angeschüttet war. Für ihr hohes Alter sprach der Umstand, daß zwischen ihr und der bisherigen Humusdecke der Boden sich um etwa 30 cm erhöht hatte. Wenige Tage später rief eine Botschaft des Vorarbeiters mich wieder an die Fundstelle. Diesmal trat nahe der Südostseite des Weges — 50 cm unter der Oberfläche — auf dem glattabgeschürften hellbraunen Boden ein 45:50 cm breiter viereckiger, aber durch Abrundung der Ecken fast kreisförmiger Fleck von schwarzgrauer Färbung hervor, wie sie auf der Hohen Straße, am Osthafen, in der Wetterau und neuerdings auch in Oberhessen, bei Marburg, das Vorhandensein neolithischer Brandgräber verraten. Auch hier wurde unsere Erwartung — die Untersuchung der Stelle wurde in Gegenwart einer Anzahl von Zeugen vorgenommen — nicht getäuscht. Beim vorsichtigen Abschaben der dunklen Aschenerde, in der sogleich beim ersten Auftreten sich Holzkohlenstückchen erkennen ließen, traten bald kalzinierte Knochenstücke, und zwar außergewöhnlich zahlreich und groß, hervor, dann 57 cm unter der Oberfläche ein flacher Stein, wie drei andere bereits 10 cm höher auf dem dunklen Fleck gelegen hatten, und schließlich, teils von dem Stein bedeckt, teils unter ihm seitwärts hervorragend, auf dem 65 cm unter der Oberfläche erreichten Boden der tellerförmigen Mulde die Grabbeigaben, die eine besondere Überraschung bereiteten. Spinnwirtelförmige Tonperlen und verschieden geformte Knochenanhänger, wie sie, einzeln und zu Halsketten vereinigt, als übliche Grabbeigaben bei Frankfurt und in Oberhessen vorkommen, sind nebeneinander auch in denselben Wohngruben der Spiralbandkultur in beiden Landschaften gefunden worden. Hier lagen drei Tonperlen und zwei Knochenanhänger sorgfältig geordnet in demselben Grabe (Abb. 1). Die Tonperlen bildeten ein Dreieck, dessen eine Spitze nach Norden gerichtet war. Vor der gegenüberliegenden Grundlinie, dicht an die sie bildenden beiden Perlen gerückt, lag ein außergewöhnlich großer und sorgfältig bearbeiteter Knochenanhänger, annähernd mondformig (erstes Viertel), aber in der Mitte einen stumpfen Knick bildend, mit der hohlen Seite nach den Perlen (Norden). Vor der Mitte der konvexen Seite berührte ihn ein kleiner herzförmiger Anhänger mit seiner eingebogenen Seite so, daß diese sich der Ausbiegung des großen anschmiegte und seine Durchbohrung genau einer gleichen in der Mitte des letzteren gegenüberlag, über die hinweg ein eingeritzter Riefen noch die Stelle anzeigte, über welche der verbindende Faden geschnürt war. Der große Anhänger zeigte aber, nachdem

er aus der Grabmulde herausgenommen war, abgesehen von der Biegung in der Längsfläche, auch eine solche in der Querrichtung, offenbar, damit er sich der Halswurzel nach oben wie nach den Seiten gut anschmiegen konnte. Wenn somit der Doppelanhänger aus Knochen in technischer und in ästhetischer Hinsicht eine außergewöhnliche Leistung darstellt, so ist es um so schwerer sich vorzustellen, daß die drei dicken Perlen mit ihm zu einem einheitlichen Hängeschmuck vereinigt waren. Jedenfalls nicht so, wie sie gefunden wurden. Man müßte annehmen, daß sie sich verschoben hatten, indem eine Perle in der Mitte lag, wo sie durch denselben Faden, der den herzförmigen Knochenanhänger trug, mit dem großen Anhänger verbunden war derart, daß die beiden Enden des Fadens seitwärts durch die beiden anderen Perlen und um den Hals des Trägers oder der Trägerin liefen. Dann aber wäre die klug erdachte doppelte Einbiegung des großen Knochenstückes nutzlos gewesen. Ich möchte es vorziehen anzunehmen, daß hier einmal zwei Anhänger in einem Grabe beigegeben waren.

Der zweite der in der Überschrift genannten Funde ist an der Gemarkungsgrenze Bergen - Niederdorfelden, unmittelbar neben der prähistorisch-römischen „Hohen Straße“, erhoben worden, die dem ganzen mehrfach erwähnten Höhenzug, dessen Kamm sie folgt, den Namen gegeben hat. Die Gegenstände, wiederum drei — diesmal kleine — Tonperlen und zwei Knochenanhänger, wurden mir am 13. Oktober 1916 übergeben. Sie hatten sich in einer mit bandkeramischen Scherben und tiefdunkler Erde ausgefüllten Wohngrube gefunden, die, wie eine sofort nach der Mitteilung vorgenommene Besichtigung der Fundstelle erkennen ließ, eine von vielen dorftartig zusammenliegenden Wohnstätten bildete, deren systematische Untersuchung wegen der Fortdauer des Krieges bis jetzt nicht vorgenommen werden konnte.

Wenn trotzdem die Fundstücke hier bereits in Abbildung wiedergegeben werden, so geschieht dies wegen des großen Interesses, welches eines von ihnen an sich bietet (Abb. 2). Es ist der Anhänger in Gestalt eines Fisches, die von dem neolithischen Künstler trotz der Schwierigkeiten, die das spröde Material ihm bei seinen mangelhaften Hilfsmitteln bot, vollkommen deutlich erkennbar wiedergegeben ist¹⁾. Bekanntlich sind bei den Schmuckgegenständen der jüngeren Steinzeit, zumal des bandkeramischen Kulturkreises, naturalistische Darstellungen konkreter Gegenstände und besonders lebender Wesen im Gegensatz zu der primitiven Kunstübung von Menschen der paläolithischen Periode ungemein selten. Die Gesamtformen und die Verzierungen speziell der Anhänger und Glieder von Schmuckketten zeigen, wie die Ornamente der Gefäße, regelmäßig Motive des geometrischen Stils. Besonders auffallend aber ist das Vorkommen der naturalistischen Darstellung gerade eines Fisches in einer Wohnstätte an der Hohen Straße, in deren ganzem Bereiche Fischgewässer vollkommen fehlen. Es liegt nahe, auch diese Erscheinung auf den oben nachgewiesenen Verkehr der ackerbautreibenden Bewohner der Lösshöhe mit Uferstationen an dem fischreichen Strome in Verbindung zu bringen. In diesem Zusammenhange dürfte die vorläufige Erwähnung der Tatsache interessieren, daß auch an der zweiten Stelle, an der, wie oben bemerkt wurde, der Main von der Hohen Straße aus zugänglich war, auf dem „Salisberg“ bei Hanau-Kesselstadt, unmittelbar

¹⁾ Die Fundstücke sind gut erhalten. Nur von der Schwanzflosse des Fisches war, ehe er erkannt war, ein Stück durch den Schlag der Hacke abgespalten, welches wieder angeklebt werden konnte. Die Durchbohrung zum Anhängen, die zugleich das Auge darstellt, war wie die Vertiefungen, als mir die Stücke noch von dem zähen geschwärzten Lehm umhüllt gebracht wurden, angefüllt mit schwarzer Aschenerde, die an den die Kiemen darstellenden halbrunden Vertiefungen auch nach der Reinigung noch zu erkennen ist. Der Anhänger dürfte in einem in den Boden der Hüttengrube eingetieften Brandgrab gelegen haben, welches der Finder, wie es wohl oft der Fall ist, nicht erkannt hat.

vor Ausbruch des Krieges Wohngruben aus neolithischer Zeit mit Tonperlen und Knochenanhängern gefunden worden sind.

Der Zufall hat es gewollt, daß bald nach dem oben beschriebenen Funde ein zweiter gemacht wurde, bei dem sich die Beigabe von zwei verschiedenen Halsketten, bzw. Anhängern, wiederholte. Der erwähnte Vorarbeiter wurde vom 1. Juni an während eines Urlaubs mit der Untersuchung der in den Kreisen Frankfurt und Hanau neu angelegten Bau- und Lehmgruben nach etwaigen Spuren vorgeschichtlicher Besiedelung beauftragt. Am 11. Juni fand er an der Wand einer Rübengrube im Felddistrikt „am hohen Stein“ neben dem Wege von Bergen nach Niederdorfelden und nur 200 m nördlich von der „Hohen Straße“ einen dunklen Fleck im gelben Löß, der bei einer Untersuchung als Profil eines angeschnittenen neolithischen Brandgrabes erkannt wurde, das in seinen Hauptteilen vollkommen erhalten war. Diesmal lagen nach der Angabe des Finders auf dem Boden der Mulde, bedeckt von Asche und kalzinierten Knochenresten, neun rohe Tonperlen von regelmäßig abgestufter, zum Teil außergewöhnlich bedeutender Größe noch genau so geordnet, wie sie als Halskette sorgfältig hingelegt worden waren. Innerhalb der überhalbkreisförmigen Anordnung aber waren drei herzförmige, bzw. dreieckige Anhänger, gleichfalls aus Ton gebrannt, nebeneinander gelegt. Die offene Seite der Halskette aber war durch einen großen Reibstein geschlossen, wie sie neben neolithischen Mahlsteinen in Wohngruben häufig gefunden werden. Solche Beigaben außer den Anhängern und Halsketten, die wir wohl auf die Beschäftigung des Toten zu seinen Lebzeiten beziehen dürfen, kommen verhältnismäßig selten vor. Wenn die Annahme gestattet ist, daß, wie bei primitiven Völkern alter und neuerer Zeit, auch bei unseren Neolithikern die Herstellung der Mahlzeiten und die zu deren Vorbereitung nötige Bearbeitung des Getreides den Frauen überlassen war, so würden wir hier auf ein Frauengrab schließen dürfen. In diesem Falle würde die Verdoppelung des Halschmuckes — Anhänger an besonderem Bande dicht unter der Halswurzel und weiter herabhängend die Kette — von besonderem Interesse sein und vielleicht die Annahme gestatten, daß die gleiche Erscheinung bei dem Grabe aus dem Schulgarten ebenfalls auf das Geschlecht der Toten hinweise. [Bei der Untersuchung der Fundstätte durch den Berichtersteller stellte es sich heraus, daß noch einzelne kalzinierte Knochenstückchen im Boden der Grabmulde steckten und daß diese in den Boden einer Wohngrube eingetieft war.] Denn, wie bereits an anderen Stellen betont ist, enthalten alle Brandgräber der Wetteraukultur neben der Asche Halsketten oder Anhänger, und zwar in den meisten Fällen als einzige Beigaben. Bemerkenswert ist bei unserer Kette, daß die größte Mittelperle zwei an den Enden der Durchbohrung sich rechtwinkelig kreuzende Rinnen zeigt, die auf eine Umschnürung mit einem dünnen Faden schließen lassen. Dieselbe Erscheinung trat uns bei den ersten gleichartigen Funden in den 6 km westlich von der Bergener Fundstelle aufgedeckten Brandgräbern bei Berkersheim entgegen und bewahrte uns vor dem Irrtum, diese Perlen als Spinnwirtel anzusehen, der an anderen Orten die richtige Erklärung aufgefundener Brandgräber verhindert hat. Vgl. Altfrankfurt II 1910, S. 119, Abb. 2.

Frankfurt a. M.

G. Wolff.

Grabungen auf der Hohen Donne (Donon).

Gelegentliche Versuchsgrabungen, die ich im Herbst 1916 und im Frühling 1917 im Bezirk der alten Kultstätte auf der Hohen Donne im Elsaß vornehmen konnte, haben trotz gebotener Beschränkung das über Erwarten